

Poesie aus Fleisch und Blut

Joseph Brodskys Gedichtband «An Urania»

Von Ulrich M. Schmid

«Bald endet das Jahrhundert, doch vorher ende ich.» In der Anfangszeile von Joseph Brodskys Gedicht «Fin de siècle» verdichtet sich das Lebensgefühl eines Spätgeborenen, der vorwiegend aus einer rückwärtsgerichteten Perspektive schreibt. Die Zeit zerfliesst unter Brodskys Fingern, die Gegenwart verschlingt die Zukunft. Was bleibt, ist die in ihrem Wert oft überschätzte, aber gerade deshalb Geborgenheit spendende Vergangenheit.

«Post aetatem nostram», «Das Ende einer wunderschönen Epoche», «Elegie»: Die Gedichttitel wissen um die Vergänglichkeit der Schönheit, Brodskys Poesie wird immer wieder zum Nachruf auf Gewesenes. Politische Themen bleiben zwar weitgehend ausgespart, der sowjetische Staatsapparat war in den sechziger Jahren aber empfindlich genug, das Fehlen einer gesellschaftspolitischen Vision in Brodskys Lyrik von einem Gericht beanstanden zu lassen. Verurteilt wurde der 24jährige Dichter schliesslich nicht wegen seines Werks, sondern wegen «parasitären Lebenswandels». Nur der Intervention namhafter Schriftsteller wie Anna Achmatowa und Konstantin Paustowski war es zu verdanken, dass Brodsky nach achtzehn Monaten Zwangsarbeit vorzeitig aus seiner fünfjährigen Lagerhaft freikam. 1972 – zwei Jahr vor Solschenizyn – wurde Brodsky ausgebürgert. Er emigrierte in die Vereinigten Staaten. Im Exil erhielt Brodsky 1987 «als virtuoser Erneuerer der poetischen Sprache» den Nobelpreis.

Sprachheimat Amerika

Joseph Brodsky gehört zu jenen Dichtern, deren Lyrik nicht an eine bestimmte Sprache gebunden ist. Ähnlich wie für Joseph Conrad oder Vladimir Nabokov ist Amerika für Brodsky nicht nur zur Wahlheimat, sondern auch zur Sprachheimat geworden. Brodsky hat viele seiner russischen Gedichte selbst ins Englische übertragen, einige Texte existieren ausschliesslich in einer englischen Version. Vielleicht liegt es an dieser doppelten Fixierung des Originals, dass Brodskys Lyrik auch in der deutschen Übersetzung nichts von ihrer Intensität einbüsst. Mit einer bewundernswerten Konstanz hat sich der Münchner Hanser-Verlag um die Verbreitung von Joseph Brodskys Werk verdient gemacht. Birgit Veit legt nun im selben Verlag mit dem Band «An Urania»

eine Sammlung von Gedichten aus den Jahren 1969 bis 1987 vor, die für Brodskys literarisches Schaffen als repräsentativ gelten darf.

Brodskys Poesie ist nicht leicht verständlich. Die Kompliziertheit seiner Texte liegt in einem Dichtungsverständnis begründet, das auf einen zentralen Gedanken der literarischen Moderne verweist. In seiner Nobelpreisrede hat Brodsky deutlich gemacht, dass nicht etwa der Dichter sich der Sprache bedient, um seinem Publikum einen Gedanken mitzuteilen. Es ist vielmehr die Sprache, die im Medium der Literatur zu sich selbst findet. Sinninhalte sind schon immer in der Sprache angelegt, Dichtung kann in den Wörtern nur das aufdecken, was sie bereits in sich tragen. Wie bescheiden sich die Rolle des Autors in diesem Fall auch ausnehmen mag: Joseph Brodsky gelingt es, der Sprache Wendungen abzugewinnen, die durch ihre Frische und Einfühlungskraft überraschen. In einem der besten Gedichte des Bandes kommt die Liebe zur Sprache, die Sprache zur Liebe:

Ich träumte von dir, du seist schwanger. Seltsam,
obwohl wir längst nicht mehr zusammen leben,
stand ich doch schuld bewusst, und meine Hände,
die freudig nach dem runden Leib sich streckten,
die angelten in Wahrheit nach dem Hemd
und suchten Licht. Als ich ans Fenster ging, das
wusste ich genau:
ich lass dich dort
allein, im Traum, in dieser Finsternis,
wo du geduldig ausharrst, bis ich komm,
mich nicht beschuldigst ob der absichtsvollen
Unterbrechung. Denn was bei Licht zerbricht,
all das geht weiter in der Finsternis.
Dort sind wir Mann und Frau, sind jenes Tier
mit den zwei Rücken, selig, so dass Kinder
als Vorwand bloss für unsere Nacktheit dienen.

Zerfaserungen

Brodskys Behutsamkeit im Umgang mit einem der subtilsten Themen der Literatur spiegelt sich in seinen vorsichtigen Formulierungen. Genauso zerbrechlich wie das erotische Traumerlebnis ist das Wortgewebe, das sich um das Gemeinte legt. Brodskys Poetik birgt allerdings auch Gefahren in sich: Während sich die Sprache in den gelungenen Texten an ihren Gegenstand herantastet, ihn bespricht und umgarnt, geschieht es manchmal, dass der ganze Wortaufwand sinnlos verpufft. Oft sind es kürzere Gedichte, in denen Brodskys Poesie auf halbem Weg stehenbleibt. Das Titelgedicht

«An Urania» etwa zerfasert an allen Ecken und Enden: Dromedare und Przewalskipferde tummeln sich im Gehege der Zeilen, Spitzenunterwäsche und Schlüssel liegen im Vershaushalt herum, Heidelbeeren und Telefonbücher lassen den Reim klingeln.

Die Zusammenführung des Disparaten kann aber auch überzeugen. Brodsky lässt in vielen Gedichten die klassische Antike auferstehen, allerdings nicht aus einem musealen Interesse, sondern im Geist der Moderne. Brodsky wird hier zu einem Archäologen: Die antike Lebenswelt erhält ihre literarische Gestalt in Begriffen des heutigen Alltags. Nicht Imperatoren, Götter und Helden bevölkern Brodskys Agora, sondern Pachtherren, Vaganten und Hetären. Hier wird gekichert, geflücht, gefeilscht – Brodsky versteht es, die Einheit der Kultur auch sprachlich in Szene zu setzen. Der souveräne Einsatz von verschiedenen Stilregistern macht den Variationsreichtum von Brodskys Poesie aus. Gerade in längeren Gedichten erreicht Brodsky einen besonderen Effekt, indem er stark individualsprachlich gefärbte Aussagen nebeneinander stellt.

Hier liegt der dramatische Kern von Brodskys Lyrik: Verschiedene Stimmen melden sich zu Wort, der Autor tritt hinter seinen Text zurück. Dass der Text bei dieser Auffächerung der Stimmen nicht auseinanderfällt, ist der strengen Komposition zu verdanken. Die einzelnen Strophen, oft in einem eigenwilligen Stil gehalten, weisen auf den Titel zurück und können als Variationen eines Themas gelesen werden. Brodskys Gedichte erhalten so eine Aura des Unmittelbaren, Lebendigen – Poesie aus Fleisch und Blut. Besonders deutlich tritt diese Eigenschaft in Brodskys Landschaftsbeschreibungen hervor. Seine Naturgedichte sind sinnliche Texte – in der umfassendsten Bedeutung des Worts: Aus den ersten Zeilen des

Gedichts «San Pietro» schlägt dem Leser die dampfende Feuchtigkeit eines norditalienischen Dorfs entgegen, ein «Habichtschrei im Herbst» wird zur mythischen Signatur eines amerikanischen Herbsttags, im «Litauischen Divertimento» sitzt man unversehens in einem lärmigen und rauchverhangenen Café in Wilna.

Schwierigkeiten der Übersetzung

Es gelingt der Übersetzerin in den meisten Fällen, Brodskys unbeschwertes Parlando, seine Ausdrucksvielfalt, seine lyrische Form auf überzeugende Weise wiederzugeben. Brodskys Poesie spielt häufig mit dem Gegensatz von hymnischem Ton und alltagssprachlichem Geplapper – eine Mischung, die in Birgit Veits zusammen mit einem Übersetzerkollektiv erarbeiteter Übertragung gut zur Geltung kommt. Allerdings tut die Übersetzerin in dieser Hinsicht manchmal des Guten zuviel. Sie «kriegt kaum raus», wo etwas nicht ausgesprochen werden kann, die zahme Ohrfeigenmetapher des Regens «latscht grad eine», ein Geizhals «checkt» die eigentlich nur geschätzte Summe. Abgesehen von einigen stilistischen Fehlgriffen (wie das pleonastische «nachdenkliche Überlegen», eine abgemurkste Syntax «wenn so ist» oder eine «kunterbunteste» Steigerung) lesen sich die Übertragungen flüssig – und hier müssen alle philologischen Skrupel zurückstehen: Es kann nicht darum gehen, so viel Information wie möglich aus dem Original in die Übersetzung zu packen. Gedichte sind fragile Gebilde: Wortverbindungen sind wichtiger als Wortbedeutungen, Poesie ist eine Kombinationskunst. – Birgit Veits Übersetzungen respektieren die eigenwillige Faktur der Vorlage – Brodsky wird zu einem deutschen Dichter.